

Franziska Loretan-Saladin

Libera me

Der Tod im Requiem von
Giuseppe Verdi als
Bekenntnis zum Leben

Herbert Kohler

Keiner und keine von uns lebt ja für sich selbst

Röm 14,7–9

R.-katholische Radiopredigt Libera me Franziska Loretan-Saladin, Theologin Obergütschstrasse 8, 6003 Luzern	3
Evangelische Radiopredigt Keiner und keine von uns lebt ja für sich selbst Pfarrer Herbert Kohler Rütistrasse 9, 8032 Zürich	8

ISSN 1420-0155

Herausgeber: Katholischer Mediendienst, Bederstrasse 76, 8027 Zürich,
und Reformierte Medien, Badenerstrasse 69, Postfach, 8026 Zürich.
Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdruckes, der fotografischen
und audiovisuellen Wiedergabe sowie Übersetzungen bleiben vorbehalten.

Bestellungen und Versand:

Kanisius Verlag, Radiopredigt, Postfach 880, CH-1701 Freiburg,
Telefon: 026 425 87 40, Fax: 026 425 87 43, E-Mail: kanisius.verlag@bluewin.ch.
Erscheint wöchentlich. Einzelpreis sFr. 5.–. Abonnement-Versand monatlich.
Jahresabonnement zirka 90 Predigten in 45 Broschüren, sFr. 52.–;
übrige europäische Länder: € 38.50 bzw. sFr. 56.– (inkl. Porto);
Übersee: € 40.50 bzw. sFr. 59.– (inkl. Porto).

Herstellung: Kanisiusdruckerei AG, CH-1701 Freiburg.

Libera me

Der Tod im Requiem von Giuseppe Verdi als Bekenntnis zum Leben

Es ist November – der Monat, in dem wir besonders an die Verstorbenen denken. Vor einigen Jahren konnte ich in einem grossen mehrstimmigen Chor das Requiem von Giuseppe Verdi mitsingen. Seither sind die Worte des alten Textes für mich mit den Melodien dieses Werkes verbunden. «Requiem aeternam dona eis Domine» – «Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen».

Hören Sie mit mir hinein in den sehr, sehr leisen Beginn dieses ergreifenden Werkes:

Aus dem Requiem von Giuseppe Verdi:

*Musik 1 Requiem aeternam Herr, gib ihnen
dona eis, Domine. die ewige Ruhe.*

In diesen ersten Klängen ist die «ewige Ruhe» fast sinnlich wahrzunehmen. Und die sehnsuchtsvoll gesungene Bitte «dona» – «gib» entführt mich in eine andere Welt. Hier sind sie. Hier ruhen sie. Meine Grossmutter. Mein Vater. Mein Schulkollege. Das Kind, am plötzlichen Kindstod gestorben. Der Jugendliche, der sich selbst das Leben nahm. Schon einige meiner Lehrer. Seit drei Jahren auch meine Mutter. Für alle habe ich gebetet: «Gib ihnen die ewige Ruhe!»

«Unser Freundeskreis unter den Toten wird grösser.» So hatte Max Frisch 1982 die Totenrede für seinen Freund Peter Noll überschrieben.¹ Lange war dies von mir aus gesehen ein Thema für ältere

¹ Vgl. Totenrede von Max Frisch, in: Peter Noll, Diktate über Sterben und Tod, München (Serie Piper) 1987, 279–284.

Menschen. Für sie wird der Freundeskreis unter den Toten tatsächlich Jahr für Jahr grösser. Seit ich mich selber in der statistischen Lebensmitte befinde und seit ich keine Generation mehr «über mir» habe, hat sich auch für mich der Freundeskreis unter den Toten verändert.

Ja, die Frage nach dem Tod stellt sich mir seit einiger Zeit neu, oder genauer: Es ist die Frage, was denn dieser radikale Bruch für mein Leben bedeutet. Schon der Tod von Angehörigen und Freunden reisst unschöne Löcher in das Tuch meines Lebens. Was aber bedeutet es, dass einmal dieser letzte, endgültige Schnitt mich selbst von allen Lebens- und Beziehungsfäden trennen wird?

Ernst Bloch, so Max Frisch in seiner Rede, habe als 90-jähriger in einem kleinen Kreis gesagt, er sei nur noch neugierig aufs Sterben. «Sterben als die Erfahrung, die er noch nicht gemacht habe und die nicht aus Büchern zu beziehen sei.»²

Neugierig auf das Sterben, auf den Tod – nein, das bin ich (noch?) nicht. Zu fremd und bedrohlich ist er für mich. Zu ungerecht auch, wenn ich daran denke, wie er plötzlich in Familien einbricht und tragende Beziehungen zerreisst. Warum?!

Gerne möchte ich mit Ihnen einen weiteren Ausschnitt hören aus Verdis Requiem, und zwar aus der Sequenz «Dies irae» – «Tag des Zornes».

Der Text dieses Stückes stammt aus dem 13. Jahrhundert. Zu jener Zeit bestimmte die Angst vor Fegefeuer und Hölle den Gedanken an den Tod. Es war eine Form, mit der Unerklärbarkeit des Todes umzugehen, und dazu noch eine, die von der Kirche leider elend missbraucht wurde.

Giuseppe Verdi lebte im 19. Jahrhundert in Italien, als dieses gerade daran war, eine eigene Identität aufzubauen. In blutigen Kämpfen

² Totenrede von Max Frisch, 280.

hatte sich Italien gerade von der Macht des Kirchenstaates befreit. Zur neuen Identität des geeinten Landes hat auch der grösste romantische Dichter Italiens beigetragen: Alessandro Manzoni. Sein Tod gab Verdi den Anlass, das Requiem zu vollenden. Es wurde am 22. Mai 1874 in Mailand uraufgeführt.

Die tiefe Erschütterung über den Tod des verehrten Dichters bewegte Verdi zu einer Komposition, in der das Mysterium, das Geheimnis des Todes stets präsent ist. Die Themen von Sünde, Gnade, Gericht und göttlichem Erbarmen werden vom alten Text des Requiems in Bildern dargestellt, die viele Lesarten offen lassen. Verdi hat die Gattung der Totenmesse völlig neu gefasst. Sein monumentales Werk sprengt den Rahmen der Kirche und macht die Themen des Glaubens gleichzeitig zu Grundfragen des Lebens.

Überdeutlich hören wir dies im «Dies irae»: Verdi flieht nicht vor der Realität und Grausamkeit des Todes. Wie ein Alptraum bricht das Endgericht herein mit kräftigen Paukenschlägen. Kaum tritt etwas Ruhe ein, bäumt sich der Sturm wieder auf. Es sind die Lebenden, die das Gebet mindestens so brauchen wie die Toten. Sie stehen da wie kleine Menschlein, die ihre Fäuste gegen einen drohenden dunklen Himmel erheben,³ bis ihr Aufbäumen in eine leise Klage übergeht.

Musik 2: *Dies irae, dies illa* Tag des Zornes, Tag der Klage
Solvat saeculum in favilla Wird die Welt in Asche zünden,
Teste David cum Sibylla. Wie Sibyll und David künden.⁴

Ja, mächtig und grausam ist der Tod! Die gewaltige Kraft dieser Musik lässt mich meinen Widerstand gegen den Tod und meine Lebenskraft spüren. In diesen lauten Klangbildern des Zornes kann ich auch meine Wut unterbringen: meine Wut über den Tod jener

³ Vgl. Textheft zur CD «Giuseppe Verdi, Messa da Requiem», dirigiert von Claudio Abbado, EMI Classics.

⁴ Übersetzung nach Textheft zur CD, a.a.O.

Menschen, die gewaltsam aus dem Leben gerissen wurden durch Krieg und Terror, meine Wut über die Täter und über jene, die andere sinnlos zum Morden anstiften.

Die Bilder des letzten Gerichtes werden für mich zur Hoffnung auf Gerechtigkeit für die Opfer, wie es im Requiem weiter heisst:

«Und ein Buch wird aufgeschlagen,
Treu darin ist eingetragen
Jede Schuld aus Erdentagen.»

*Musik 3: Liber scriptus proferetur Und ein Buch wird aufgeschlagen,
In quo totum continetur Treu darin ist eingetragen
Unde mundus judicetur. Jede Schuld aus Erdentagen.*

Ich höre in der Vertonung dieser Stelle keine Angst vor dem Buch des Lebens, sondern eher ein Vertrauen in eine letzte Gerechtigkeit, die es allein bei Gott gibt.

So wird die konzertante Musik der Totenmesse des grossen Opernkomponisten Verdi für mich wieder zu einer Musik, die mich zutiefst in meinem Glauben stärkt.

Das jenseitige Gericht soll nicht über die diesseitige Ungerechtigkeit hinwegtrösten.

Wut und Klage finden weiten Raum, und damit auch der Widerstand gegen den Tod.

Der Tod bleibt ein grausamer Riss im feinen Gewebe des Lebens. Doch Verdi gelingt es in seinem Werk, sowohl die Grausamkeit des Todes als auch die Schönheit des Lebens darzustellen. Gerade die Begrenztheit des Lebens durch den Tod, lässt das Leben umso kostbarer erscheinen. Wer gegen den Tod rebelliert, ist zutiefst vom Sinn des Lebens überzeugt.

Dies ist noch einmal wunderbar zu hören im Schluss des Werkes. Die Befreiung vom Tod, von der Endlichkeit und damit auch von der Ungerechtigkeit stand Verdi vor Augen. Noch einmal ringt der

Schrecken angesichts des Todes mit dem Glauben an dessen Überwindung. Befreie mich, Gott, vom ewigen Tode – Libera me –, bäumt sich der Gesang des Chores laut auf, bis er, nach der flehenden Rezitation durch die Altstimme im innigen Anruf des Chores verklingt, so leise, wie das Werk begonnen hat.

Musik 4: *Libera me, Domine, Errette mich, Herr,
De morte aeterna Vom ewigen Tode
In die illa tremenda. An jenem Schreckenstage.*

Keiner und keine von uns lebt ja für sich selbst

Röm 14,7–9

Es liegt Herbststimmung über dem Land. Kräftige Windstöße und heftige Regengüsse haben die Blätter von den Bäumen getrieben. Jeden Tag konnte ich auf der Treppe zu unserem Haus die gelben Blätter sehen, die den Boden bedeckten wie ein Teppich. Und wenn ich sie zur Seite wischte, waren am nächsten Tag wieder neue Blätter zu Boden gefallen.

Wir haben verhangene, dunkle Tage erlebt und dann wieder ganz lichthelle, die noch einmal die letzten Spätsommerstrahlen hervorzauberten. Die Tage werden kürzer, die Dämmerung setzt früher ein, und die Abende und Nächte werden immer länger. Ein jeder Herbst im Jahr führt uns den Herbst des Lebens vor Augen. Wieder ein Jahr, das auf die letzte Wegstrecke geht.

Der November hat begonnen. Am 1. November feierten wir Allerheiligen. Als ich am Montag auf dem Friedhof war, da sah ich viele Menschen mit Blumengestecken. Sie gingen zu den Gräbern der Ihren und richteten das Grab her. So erinnern sie sich an die Verstorbenen: an die Mutter, den Vater, an die Tochter, den Sohn, an die Freundin, den Freund.

Auf dem Friedhof, am Grab, da hören wir bestimmte Worte. Worte, die uns deutlich machen, dass Gott grösser ist als der Tod, grösser als unsere Trauer, heller als unsere Melancholie. Den Predigttext zum heutigen Sonntag – den haben wir oft gehört am Grab und bei der Abkündigung der Verstorbenen im Gottesdienst danach. Es sind Worte aus dem Römerbrief, Kapitel 14, Verse 7–9. Dort heisst es:

«Keine und keiner von uns lebt für sich selbst und keine und keiner stirbt für sich selbst. Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Ob wir leben, ob wir sterben, wir gehören ihm, dem Herrn.»

Sind diese Worte nur ein Sterbetext? Wohl kaum. Auch wenn sechs Mal vom Sterben die Rede ist, so ist doch sechs Mal vom Leben die Rede. Vom Leben vor dem Tod, von ihrem und von meinem Leben zwischen Geburt und Tod. Von allem, was dazu gehört: das Leben mit seinem Glück und das Leben mit seiner Mühsal, alles soll dem Herrn gehören.

Aber wollen wir denn wirklich jemandem gehören, noch dazu einem Herrn? Sind wir nicht freie Menschen, auch im Glauben. Wir wollen doch unser Leben leben, in freier Zugehörigkeit, nicht in Abhängigkeit. Hat nicht das Christentum auch dafür gesorgt, dass Menschen – Frauen und Männer, Kinder in ihren Familien – klein gehalten wurden und sich im Gehorsam und in der Selbstlosigkeit üben mussten? Rechten Christenmenschen fehlt immer etwas, höre ich. Wenn es einem zu gut geht, stimmt etwas nicht, sagte man uns früher.

Ich kenne Menschen, die darum «niemandem mehr gehören wollen», weil sie endlich ohne Bevormundung ihr Leben leben wollen. Menschen, die nicht mehr jung sind. Die vielleicht mit 40, mit 50 beginnen, ihr Leben in die Hand zu nehmen. Die endlich aus unglücklicher, manchmal unverschuldeter Abhängigkeit herauskommen wollen. Und manche von uns beginnen mit 60, mit 70 ein anderes Leben, leben den zweiten oder den dritten Herbst. Kann man ihnen das verdenken? Nein, auf keinen Fall.

Falls die Bibel wirklich meinen sollte, dass wir nichts sind, selbstlos und uneigennützig, dann ist das missverständlich. Ich glaube nicht, dass sie uns anleitet, uns klein zu machen. Allerdings will sie auch nicht, dass wir uns überschätzen. Wir

sollen ein eigenes Leben führen, ein ehrliches Leben: dann merken wir auch, dass wir nicht alles im Griff haben.

So könnten diese Worte uns helfen, wenn wir zum zweiten Mal fragen: Was bleibt uns, wenn wir uns einigermaßen selbst kennen, uns organisiert haben – kommen dann nicht noch einmal die Fragen zu uns: Worin ist dein Leben verwurzelt? Wem möchtest du zugehören? Gibt es nicht ein Du, das grösser ist als dein Ich, und das dich doch nicht klein macht?

Ein Freund erzählte mir von einem Film, der ihn beeindruckt habe. In diesem Film *«Dead Man Walking»* begleitet die Ordensschwester Helen den zum Tode verurteilten Straftäter Matthew. Sie kommt immer wieder zu ihm in die Gefängniszelle und redet mit ihm. Aber er bestreitet die Tat: er rechtfertigt sich, und er gibt anderen die Schuld.

Je länger diese Gespräche dauern, stellt sich heraus, wie schwer die Schatten der Schuld diesen Menschen lähmen. Da kämpft ein Mensch um seine Seele, nicht nur um sein Recht.

Es geht, dachte ich, während ich zuhörte, um die innerste Wahrheit über uns selbst. Und diese starke Wahrheit können wir nur ertragen, wenn wir nicht nur uns selber haben.

Was hindert uns denn, vor uns selber wahr zu sein und vor Gott? Es ist die Angst – die Angst, ich könnte ganz zerstört werden, wenn alles über mich herauskommt. Es gibt die Angst vor den dunklen Seiten unserer Seele, die nicht jeder sehen soll.

Dann geschieht in dieser Film-Geschichte etwas Besonderes: die Schwester betet, damit die Wahrheit ans Licht kommt. Und nach diesem Gebet kann der Täter langsam von seiner scheusslichen Tat reden: er erzählt, dass er Anerkennung brauchte bei seinen Freunden. Es war letztlich ein dummes, billiges Mitmachen, das ihn zur Tat führte. Als er sich dies eingestand, da fühlt er die Scham, jämmerlich versagt zu haben. Erst jetzt konnte er an das Opfer und an dessen Angehörigen denken.

Da sagt die Schwester: «Hör zu, es gibt einen Kummer, der ist so tief, dass nur Gott an ihn rühren kann». Jetzt hast du die Wahrheit erkannt. Und dann spricht sie ihm eine Würde zu. Eine Würde, die grösser ist, als das, was er tat. Und diese Würde wird er nicht verlieren, auch wenn er in den Tod geht.

«Keine und keiner von uns lebt für sich selbst, keine und keiner von uns stirbt für sich selbst» – irgendwann kommt für jeden von uns dieser Satz vor. Er fragt uns: Haben wir die Wahrheit über unser Leben schon erkannt? Können wir leben mit unseren dunklen Seelenseiten? Mit der Scham, einmal entdeckt zu werden?

Manchmal geraten wir in eine Lage, wo uns unsere Freunde, unsere Familien, unser Ansehen einfach nichts mehr nützen. Wo wir ohne etwas dastehen, nackt und bloss, so wie einst, als wir geboren wurden. Dann kann uns nur eine Macht helfen, die uns gnädig anschaut.

Heute ist Reformationssonntag. Die Reformatoren wollten die Glaubenden in die Freiheit führen.

Von der Freiheit eines Christenmenschen predigten sie. Der Mensch solle nicht ein Knecht seiner Taten sein, nicht ein Knecht seines mehr oder weniger schlechten Gewissens. Darum predigten sie Christus und das Kreuz. Und dass der Mensch nicht Herr seiner selbst ist.

«Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Ob wir leben, ob wir sterben, wir gehören dem Herrn. Denn Christus ist gestorben und lebendig geworden, um Herr zu sein über Lebende und Tote.»

Ich glaube, wir haben noch gar nicht ausgelotet, dass in diesen Sätzen ein Schatz verborgen liegt. Eine unglaubliche Befreiung aus dem Zwang, sein eigener Lebensmeister sein zu müssen.

Wir haben noch nicht ermessen, dass wir das, wovon wir leben, nicht selber herstellen – wie es ein Lehrer der Kirche aus unseren Tagen sagte – nicht die Liebe, nicht die Freundschaft, nicht die eigene Ganzheit und nicht die Unversehrtheit.

Wir können uns nicht selbst bezeugen. Und wir müssen es auch nicht. Dafür steht das Kreuz-Zeichen, dafür stehen diese Worte vom Leben und Sterben im Herrn. Wenn wir das ermessen, dann werden wir Befreite sein. Diese Wahrheit gilt nicht erst im Herbst des Lebens, oder erst am Grab, sondern gerade in diesen Tagen: im Herbst dieses Jahres, in diesen Novembertagen, wenn die Blätter zu Boden fallen, die Tage kürzer werden, und die Nächte länger.

Amen.